



Illustriertes Familienblatt. • Begründet von Ernst Keil 1853.

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 7 Mark. Zu beziehen in 28 Halbheften zu 25 Pf. oder in 14 Heften zu 50 Pf.

Der Dorfapostel.

Ein Hochlandsroman

von **Ludwig Ganghofer.**

3. Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

9.

„Schon am anderen Morgen, gegen zehn Uhr, kam vor dem Wirtshaus eine Kutsche angefahren, aus welcher der erfuchungsrichter mit seinem Schreiber 5. Der Herr Gendarm, der die Gerichtszenten in militärischer Positur erwartete, e zu dem „Erzetz vom gestrigen“ gleich neues Delikt zu melden, den „allgeren Fensterwurf bei Seiner Hochden dem Herrn Seelsorger Felician adam“.

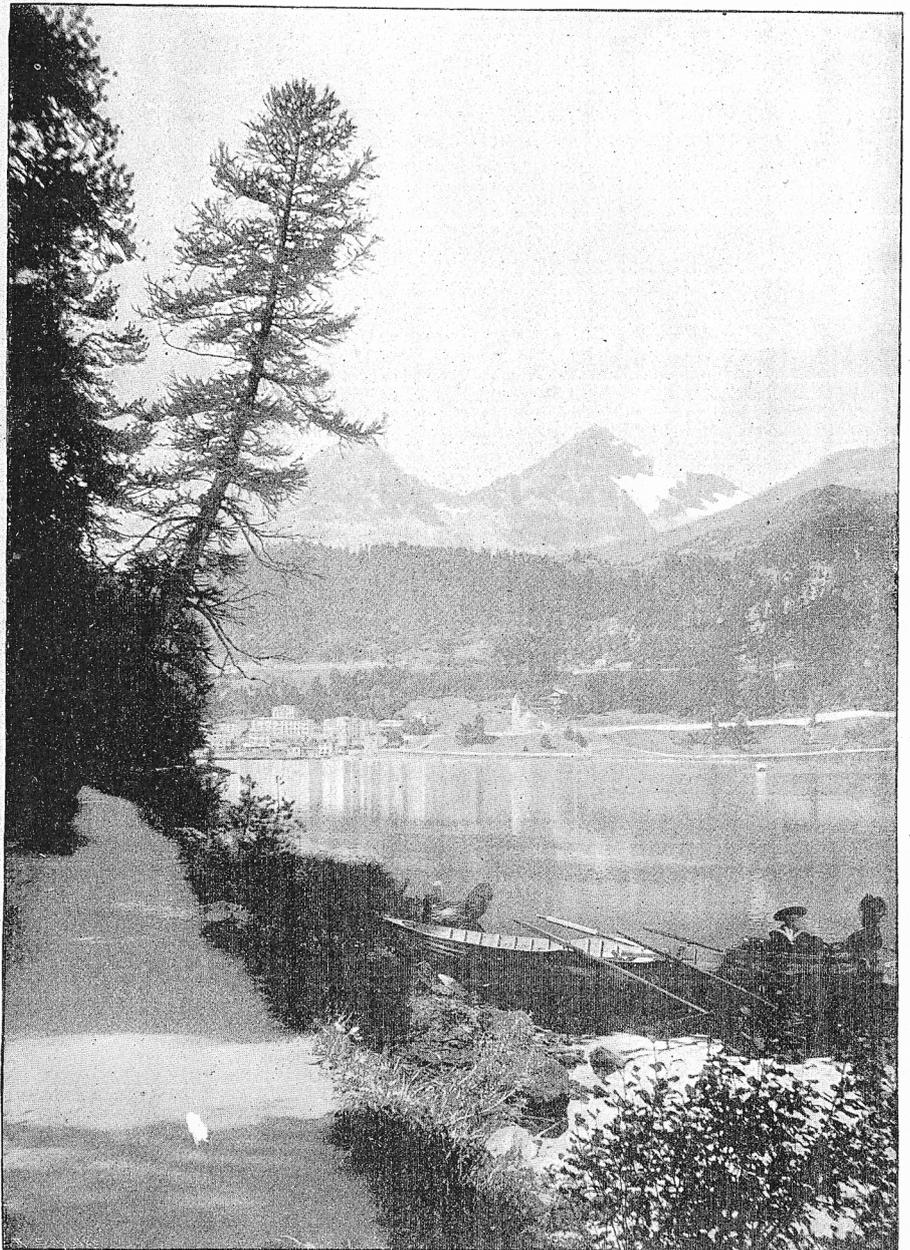
„Nette Gegend, das!“ meinte der Untersuchungrichter. „Da wird es an der Zeit, wieder einmal ein scharfes Gremmel tatuieren. Holen Sie mir sofort den germeister!“

Zwei Tage lang, vom Morgen bis Abend, wurde verhört und protokolliert. Dabei entwickelte der Herr Gendarm n Eifer, daß ihm unter dem Schirm Nadelhaube die Schweißperlen über Schnurrbart tropften. An die fünfzig onen brachte er zum Verhör herbei. : da wollte keiner etwas gesehen oder rt haben, keiner wußte eine Aussage Belang zu machen.

„Mein, Dummheiten haben f' halt en, die Buben, und is halt ein bißl h ausgefallen!“ So lautete das allge Urteil über die „Mauerei mit blu- i Ausgang“.

Während der zweitägigen Untersuchung en nur die Thaten von Personen olkolliert, deren Namen nicht festgestellt en konnten. Unter den Zeugenaus- i war's eine typisch wiederkehrende wendung: „Einer hat's halt than ... das weiß ich nimmer.“

Nur ein einziger Name wurde genannt, zwar durch Herrn Felician Horadam: Name des Staudamerknichtes. Aber



Bei St. Moritz.
Nach einer Studie von Alfred Enke.

je den Namen hat, vielmehr durchwächst sie einem sozusagen das ganze Jahr mit guten Tagen, die man getrost rot drucken kann. Als Nachtquartier hat man statt eines teuren Hotelzimmers oder Bauernlogis dasjenige Lokal, in dem auch der Bescheidenste mit Falstaff sagen darf: „Was, sollt' ich in meinem Wirtshaus nicht nach meiner Bequemlichkeit leben?“ — nämlich das eigene Heim. Vor allem: man lernt ein verhältnismäßig beschränktes Stück Erde genau kennen, oder vielmehr man lernt, wie köstlich lange es dauert, bis man so ein beschränktes Stück von ihr nur einigermaßen mit all seinen wechselnden Reizen im Wandel des Jahres „kennt“. Es ist merkwürdig, wie zahlreich einem heutzutage die blasjetten Leute begegnen, die eine Gegend nicht zum zweitenmal sehen mögen, weil sie das erste Mal doch in Wahrheit nur das Alleräußerste und Triviale von ihr gesehen haben. „Wohin reisen Sie heuer? in die Schweiz?“ „Ach nein, da waren wir ja schon! Und den Harz kennen wir auch schon; wir waren vierzehn Tage dort. Wir wollten eigentlich diesmal in die Vogesen, aber das ist doch etwas wenig für volle drei Wochen.“

Das einzige Heilmittel für diese armen reichen Leute, wenn sie überhaupt noch zu heilen sind, wäre das, womit man jetzt erfreulicherweise den geographischen Schulunterricht einleitet: engere Heimatkunde. Ein Kolumbus, dessen vom engeren zum weitesten gereifter Geistesblick Weltmeere und unentdeckte Erdteile voraus umspannte, durfte in seinem Sinne das bedenkliche Wort schreiben: „Il mondo è poco“ — „die Welt ist klein.“ Wie groß und reich sie aber ist, lernen wir anderen ermaßen, wenn wir uns nur erst in den paar nächstliegenden Quadratmeilen einigermaßen heimisch gemacht haben. Und sind uns die „altbetretenen Stege“ gar erst geweiht und belebt durch Erinnerungen an gemeinsame geistige Freuden und an die, mit denen wir sie tauschten, so begreifen wir Uhlands tiefes Heimatwort:

„Wie erschöpf' ich diese Wege,
Wie ergötzt' ich dieses Thal!“

Darum wollen wir gewiß keinem anderen noch uns wehren, auch die Fremde kennenzulernen und ihrer Schönheit

auf den Grund zu spüren, so oft und reichlich sich Gelegenheit bietet. Aber die beste Vorstufe zum schauenden Reisen in der Fremde — und die bequemste Form einer zeitweiligen „Flucht in die Natur“ bleibt das Wandern in der Heimat.

So alt und erprobt dies Rezept ist, so wenig wird es angewandt. In jeder schönen und volkreichen Landschaft, z. B. bei uns am Rhein, giebt es ein paar „beliebte Punkte“, an denen sich die „Ausflügler“ allsommersonntags sammeln wie Bienen auf einem blühenden Kleeftück; und dazwischen liegen oft stundenweit die aller schönsten Wälder und Bergthäler mit höchst „praktikabeln“ Wegen so menschenleer wie am ersten Tag. Für die Leute kann einem das leid thun, uns Brüdern und Schwestern vom Wanderorden aber würtz es die „Flucht ins Ursprüngliche“ mit dem ganzen Reize der Einsamkeit. Wenn wir stundenlang außer uns selber niemand lachen hören als Specht und Hähner, mögen wir uns mit einem ganz geringen Aufwand von Phantasie in Zeiten zurückträumen, wo dies Land wirklich noch „ganz Natur“, mit einigen wenigen, weitab voneinander gelegenen Kulturpiedelungen, war; und selbst der Förster, der vielleicht als einziger Mitmensch unseren Pfad kreuzt, erscheint uns hier noch als der Jäger aus dem Märchen und nicht als der raummeterkundige, moderne „Forstbeamte“. Auf gebahnten Wegen empfinden wir unschwer alle angenehmen „Sensationen“ des „Reisenden“, der von einer Grenze der Kultur zur anderen den „Urwald durchquert“, — nur auf die minder angenehmen, als z. B. Kannibalenfeuer oder im Mittagsschlaf gestörte Nashornweibchen, müssen wir verzichten. Diese aber sind ja zum Genuß der Waldeinsamkeit nicht unbedingt erforderlich.

Daß man sich schließlich wieder der Kultur nähert, lernt man mit der Zeit aus gewissen Zeichen ablesen. Sie sind mannigfach und zum Teil für die Kultur selber so lehrreich, daß ich sie mir lieber für ein besonderes Kapitel aufspare. Erwähnt seien diesmal nur vier, die Sonntags vom Mai bis Oktober nie fehlen: leere Bierflaschen, Butterbrotspapiere von allen politischen Richtungen, ferne Tanzmusik und am Waldsaum lustwandelnde ländliche Liebespärchen.

Nikolaus Lenau.

Ein Erinnerungsblatt von R. v. Gottschall.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Am 22. August sind es fünfzig Jahre, daß Nikolaus Lenau, der Sängler der „Schilfklieder“ und der „Heidebilder“, der Dichter des „Savonarola“ und der „Abigenser“, für immer die Augen schloß. Er starb in der Irrenanstalt zu Döbling bei Wien, und schon jahrelang war der Geist des Dichters von geistiger Unmachtung beschattet, als ihn der Tod erlöste. Nikolaus Niembch von Strehlenau — so lautete sein voller Name — war von deutsch-ungarischer Abstammung; ein Zweig seiner Familie war in Schlefien heimisch, er selber war am 13. August 1802 zu Eszad in Ungarn geboren, wo sein Vater als königlicher Kameralverwalter lebte.

Lenau studierte in Wien Rechtswissenschaft und Medizin, ohne sich genügend für einen bestimmten Beruf vorzubereiten. Musik und Dichtkunst nahmen ihn bald ganz in ihren Bann; er war ein Virtuose auf der Geige, dem Lieblingsinstrument der Ungarn und der Zigeuner. 1831 ging er hinüber ins Schwabenland, wo damals eine Dichtung blühte, deren warmes Naturgefühl dem seinigen verwandt war, und die dortigen Sangesgenossen nahmen ihn aufs freundlichste auf. Namentlich Gustav Schwab, Karl Mayer und Justinus Kerner, dessen gastliches Haus ein Asyl war für alle Wanderer, die des Weges kamen, brachten dem genialen Dichter ihre aufrichtigen Sympathien entgegen. Im Jahre 1832 erschien durch Vermittlung der Freunde seine erste Gedichtsammlung im Gottschallschen Verlag. Darauf wanderte der unstete Poet nach Amerika, in der dunklen Hoffnung, sich dort eine Zukunft zu gründen; doch bald kehrte er enttäuscht in das alte Europa zurück. Seine Erwartungen waren nicht erfüllt worden, und diese Enttäuschung trug mit dazu bei, sein Gemüth

trüber zu stimmen, seine Geisteswerke zu verdüstern. Der österreichische Dichter Ferdinand Kirnberger hat diesen Abschnitt in Lenaus Leben zum Vorwurfe seines herrlichen Romanes „Der Amerikaner“ gemacht. Lenau lebte nun teils in Wien, teils in Stuttgart mit innerer Unbefriedigung, für welche auch sein wachsender Dichterruhm keine Heilung brachte. Dazu kam, daß er auch in seinen Liebesgefühlen sich nicht zur Klarheit hindurchringen konnte. Die Frau eines Wiener Bankbeamten, Sophie Löwenthal, hatte es ihm angethan, beherrschte ihn mit ihrer Leidenschaft und wollte, ohne ihm angehören zu können, doch seinem ganzen Leben das Geheiß diktiert. Ein Frankfurter Mädchen, Sophie Behrendts, hatte später sein Herz gewonnen und wurde seine Braut; es war eine Auflehnung gegen die Wiener Geliebte, die sich nicht darein finden wollte, und daraus erwuchs ihm ein Zwiepakt, der ihn tief erschütterte. Doch dies allein vermag es nicht zu erklären, daß der Dichter 1844 in eine Geisteskrankheit verfiel, die von Jahr zu Jahr zunahm und von der er nicht wieder genesen sollte. Den Ausschlag gab wohl ein körperliches Leiden, vielleicht eine von seinem Vater, einem Lebemann und Spieler, ererbte Anlage und die eigene gesundheitswidrige Lebensweise mit den Ausschweifungen einer Phantasie, die sich leicht ins Leben übertrug. Anfangs wechselten lichte Augenblicke mit den Ausbrüchen des Wahnsinns; später lastete dieser fortwährend dumpf und schwer auf seiner Seele.

Es war nicht der Wahnsinn eines Hölderlin, der noch einen idealen Hauch hatte, noch in lyrischen, wenngleich verworrenen Klängen ausstünte; es war der Wahnsinn



Nikolaus Lenau.

Nach dem Gemälde von Staub.

Stahlschich im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

eines willenlosen und vertierten Kranken, dessen einzige Lebens-
 äußerung sinnlose Todjuchtsanfalle waren, welche nur durch die
 Zwangsjacke gebändigt werden konnten. Von Winnenenthal, wo er
 anfangs untergebracht worden war, wurde er 1847 nach Oberdöbling
 bei Wien übergeführt; dort erlöste ihn am 22. August 1850 der Tod
 von einem unerträglichem Zustand. „O welch ein edler Geist ward
 hier zerstört!“ — konnte man mit Ophelia ausrufen, ganz Deutsch-
 land stimmte in solche Klage ein.

Am fünfzigjährigen Gedenktage seines Todes dürfen wir uns fra-
 gen, ob sein geistiges Vermächtnis noch frisch und unverfehrt oder
 bereits den verkleinernden und vertilgenden Einflüssen eines halben
 Jahrhunderts zum Opfer gefallen ist. Und die Antwort muß lauten,
 daß seine dichterische Eigenart bedeutend genug ist, um bestehen zu
 bleiben in dem fortwährenden Strome der literarischen Bewegung. Der
 schwermütige Zug vieler seiner Gedichte ist von unwiderstehlichem Reiz,
 er verlockt mit süßer Melodie, dem Dichter nachzuträumen. Seine
 Wieder sind kühn, aber der Fluß seiner Phantasie ist so mächtig, daß
 wir von ihm hingerissen werden und die Wagnisse seiner Bilder nie
 als solche empfinden.

Ihm wird die Natur zum Spiegel seiner Stimmungen und Em-
 pfindungen. Sein Grundzug ist der zwischen Glauben und Wissen
 hin und her schwankende Zweifel, eine Art von geistiger Dämmerung,
 welche zuletzt in geistige Nacht überging. An das ganze Leben heftet
 er seine Fragezeichen.

Der innere Kampf im Geist und Herzen des Dichters trieb ihn
 nun zur Wahl geschichtlicher Stoffe, in denen die geistigen Kämpfe
 zwischen der Sägung des Glaubens und dem freien Gedanken Aus-
 druck gefunden — und hier schlug er oft den Ton auflosender
 Begeisterung an und verherrlichte die siegesgewisse Ueberzeugung.
 Das ist der Inhalt seiner „Albigenser“, seines „Sabonarola“, todes-
 mütiger Rebellen trotz gegenüber der kirchlichen Autorität und ihrem
 bindenden Zwang. In seiner „Kauf“ Dichtung, die reich ist an
 glänzenden Schönheiten, hat Lenau das innere Ringen seines eigenen
 Genius dargestellt, zugleich mit einem heißen Lebens- und Liebes-
 drang, während seinem „Don Juan“, dem Helden einer nachge-
 lassenen, leider nicht vollendeten Dichtung, die entscheidenden Charak-
 terzüge fehlen. Doch auch diese Dichtung ist reich an zündenden
 Gedankenblitzen.

Lenau war kein gestaltender Dichter; alle seine Helden spie-
 geln uns stets nur sein eigenes Bild wieder, immerhin ist es das
 Bild eines höchst interessanten Charakterkopfes, eines Dichters von
 Gottes Gnaden.

Lenau war in Ungarn geboren, und das Kolorit der ungarischen
 Psalmen mit ihren wilden Köpfbirten, der einsamen Gajdas mit
 ihrer Zigeunermusik weiß er so gut zu treffen wie Petöfi, der ge-
 borene Magyare, der Märtyrer des ungarischen Befreiungskampfes,
 oder wie der Deutschungar Carl Beck in seiner besten Dichtung
 „Zanko“.

In vielen seiner Gedichte kredenzet uns Lenau den ungarischen
 Feuerwein, und die Schwermut der endlosen grünen Heiden an
 den Ufern der Donau und Theiß spiegelt sich in ihnen wieder.
 Die Zeit, in welcher Lenaus Gedichte erschienen, war außerdem
 die Zeit der Polenbegeisterung, welche selbst in den marmornen Versen
 des Grafen von Blaten atmete, und so feierte auch Lenau, wie
 nach ihm Carl Beck die Befreiungskämpfe der Polen.

Lenau lebte noch in einer Zeit, in welcher mit dem Poeten ein
 Kultus getrieben wurde; um ihn drängten sich Verehrer und Ver-
 ehrinnen, und in zahlreichen Aufzeichnungen wurde er von Kopf zu
 Fuß abkonterfeiet. In seinem Wesen lag etwas Gewinnendes und
 Entschmeichelndes, er hatte zwar keine imponierende Gestalt, aber
 einen edelgeformten Kopf mit echten Dichteraugen, voll Seele und
 Feuer, und er liebte es, sich in malerischem Kostüm zu zeigen, dem
 die violette Sammetmütze mit der goldenen Quaste nicht fehlte.
 Dabei hatte er ein prächtiges Organ und war ein Virtuose auf
 der Geige, der er die seelenvollsten Klänge, aber auch feste Ca-
 priccios entlockte.

So lebte er in einer schwülen Atmosphäre der Bewunderung,
 welche zuletzt seine Nerven niederdrückte.

Doch das scheidende Jahrhundert hat seine Dichtungen nicht mit
 ins Grab hinabgenommen. Er bleibt von jenen Poeten einer, die den
 Wandel der Zeiten überdauern, die sich in den Werken ihres Lebens
 Denkmale schaffen, welche hinübertragen aus der engen Spanne des
 eigenen Daseins in das Geistesleben der kommenden Geschlechter.
 Nikolaus Lenaus Dichtungen sind noch lebendig auch in unseren
 Tagen, und der tiefe Born der Poesie, dem sie entspringen, wird sie
 auch noch weiter klingen lassen bis in ferne Zeiten.

Aus dem Berliner Zoologischen Garten.

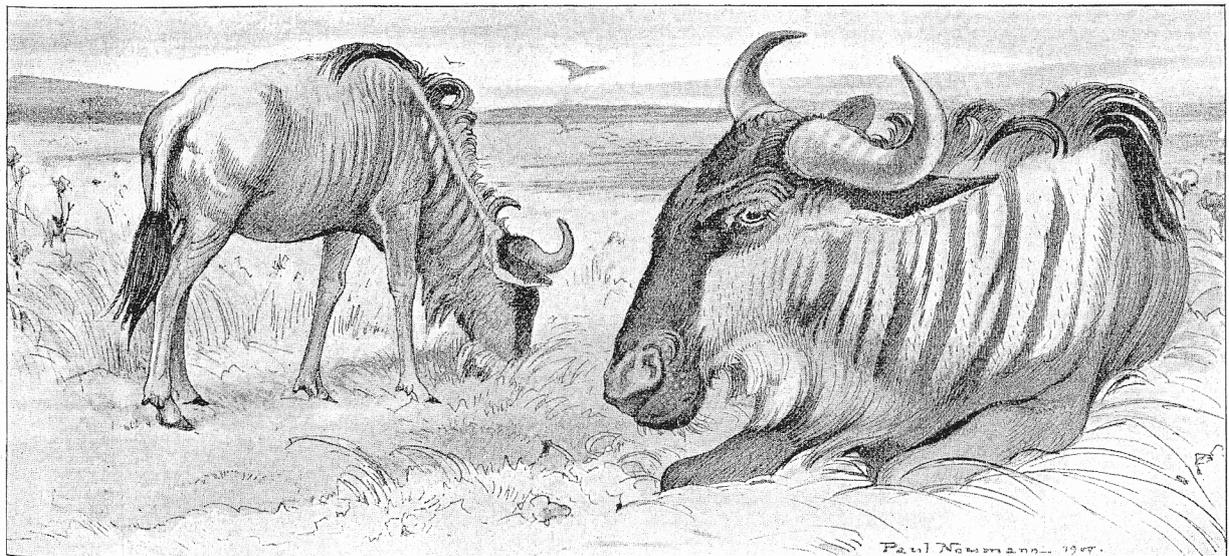
Nachdruck verboten.
 Alle Rechte vorbehalten.

Die Schillingssche Sendung deutsch-ostafrikanischer Tiere.

Von Direktor Dr. L. Heck. Mit Illustrationen nach der Natur von Paul Neumann.

Was in England schon lange gewöhnlich ist: daß nämlich
 Privatleute aus den Kreisen der Sportsleute und Liebhaber
 sich in den Dienst der fremdländischen Tierkunde stellen, indem sie
 mit eigenen Mitteln Jagd- und Forschungsreisen unternehmen,
 deren Ausbeute schließlich den wissenschaftlichen Forschern und
 Anstalten des Vaterlandes zu gute kommt, das ist jetzt glücklicher-
 weise auch bei uns in Deutschland nicht mehr unerhört — ohne

Zweifel im Zusammenhang mit unserer Kolonialpolitik und
 Weltmachtstellung, überhaupt mit der zunehmenden Weite unseres
 Gesichtskreises. Nachdem in den neunziger Jahren schon Oskar
 Neumann, der zur Zeit mit v. Erlanger wieder in Abyssinien
 reist, auf diese Weise durch eine Forschungsexpedition nach den
 ostafrikanischen Seen sich verdient gemacht, inzwischen unter den
 künftigen Ornithologen sich eine geradezu ebenbürtige Stellung



Weissbartgnu.